

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 22

Artikel: Auf der Eisenbahn
Autor: Schrönghamer-Heimdal, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf der Eisenbahn.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat es in meiner Heimat viele Leute gegeben, die noch keine Eisenbahn gesehen hatten, noch weniger auf einer solchen gefahren waren. Auch ich kannte das Bahnwesen nur vom Hörensagen. Was Wunder, wenn in mir der sehnlichste Wunsch erwachte, auch einmal auf einer solchen Eisenbahn zu fahren. Aber wie sollte dieser Wunsch an mir kleinem Buben je in Erfüllung gehen, wenn schon die großen Leute sich den Luxus einer Eisenbahnfahrt versagten?

Eines Abends kommt unser Nachbar, der Reitberger Hiesel, zu uns in die Stube und erklärt fest und feierlich: „Morgen tu' ich auf Deggen Dorf um Ferkel, weil ja Saumarkt ist. Und diesmal probier ich's einmal mit der Eisenbahn. Was sagst du dazu, Michel?“

Mein Vater billigt den Entschluß des Anfragers sowohl wegen der Ferkel, als auch wegen der Eisenbahn. „Denn“, sagt mein Vater, „was man zu Fuß an den Schuhen herunterreißt und unterwegs in den Schenken an der Waldstraße vertrinkt, dafür zahlt man das Fahrgeld drei- und viermal.“

Dieser Bescheid leuchtet dem Hiesel ein. Denn wo er ein paar Rappen einsparen kann, da ist der Hiesel ganz bei der Sache. Jedoch einem Manne, dem sein Leben fast ebenso lieb ist wie sein Geldbeutel, steigt ein bitteres Bedenken auf: „Wie ist's aber, Michel, wenn's ein Unglück gäbe auf der Eisenbahn?“

„Ein Unglück“, bescheidet mein Vater, „kann es auf der Waldstraße auch geben, durch einen fallenden Ast oder einen stürzenden Baum. Ein Unglück kann's auch daheim geben. In der Stube kann dich ein Uhrgewicht erschlagen, im Stall kann dich ein Stier stoßen, auf der Wiesen kannst in die Sensen fallen, und im Bett kann dich der Schlag treffen.“

„Da hast recht, Michel! Da hast recht!“ bestätigt der Hiesel eifrig. Und dann sinniert er eine ganze Weile vor sich hin, als hätte er doch noch ein Bedenken.

„Man kann nie wissen, was eine Sache, die man das erstemal macht, für einen Ausgang nimmt. Und von den Eisenbahnen hört man halt alleweil soviel. Paß auf, Michel, gib mir deinen Buben mit, den Franzl. Ich geb' schon

obacht drauf, daß ihm nichts passiert... und zechfrei halt' ich ihn auch...“

Mein Vater sieht bald mich an, bald den Bittsteller, der mich gewissermaßen als Geißel haben will für die väterlichen Zusicherungen und Behauptungen wegen eines allenfälligen Eisenbahnunglückes.

„Weißt“, bittet der Hiesel weiter, „es wird uns nichts zustoßen und wenn schon... nachher kommt der Franzl alleweil leichter davon als ich. Denn kleine Buben haben einen Schutzengel. Gelt Franzl, du hast einen?“

„Sawohl“, behaupte ich steif und fest. „Und was für einen!“ Und das muß wahr sein, wenn ich an die Gefahren denke, die ich schon überstanden hatte: wie ich einmal beim Ausnehmen eines Geiernestes von der hohen Föhre fiel, ein andermal ein voller Erntewagen über mich ging, ohne daß mich die Räder berührten, wieder ein andermal, als ich infolge einer Wette sechs Meter hoch vom Hausdach auf den Streuhaufen hüpfte usw. usw. Ich könnte ein ganzes Buch über die Fälle, Stürze und Sprünge schreiben, in denen mich mein Schutzengel vor aller schlimmsten Folgen behütet hat. Und das ist wahr. Also wird er mich gewiß auch auf der Eisenbahn nicht verlassen und dem Hiesel auch ein wenig beistehen, wenn es wirklich fehlen sollte. Aber es wird nichts passieren, ganz gewiß nicht. Es wäre doch zum Lachen, wenn es gerade morgen, wenn ich und der Reitberger Hiesel fahren, ein Eisenbahnunglück geben sollte.

Mein Vater schwankt noch.

Der Hiesel schaut die längste Zeit wie ein Gastelmacher, dann spielt er seinen letzten Trumpf aus, den auch mein Vater nicht mehr übertrumpfen kann: „Weißt Michel, es ist nicht wegen dem Unglück, das es geben könnt' auf der Eisenbahn, es ist wegen dem Lateinischen. Wie ich hör', ist alles Lateinisch auf der Bahn, die Stationen stehen lateinisch angeschrieben und sogar die Billetts... Da soll sich ein deutscher Mensch auskennen, überhaupts unser einer, wo wir in der Schule gar nichts Lateinisches lesen und schreiben gelernt haben... Und jetzt lernen sie's... Und der Franzl kann's... das Lateinische... Geh, laß' ihn mit, Michel!“

„Von mir aus!“

In einem verhaltenen Jubelschrei hebt es mich von der Ofenbank. Der helle Neid irrahlt

aus den Augen meiner Geschwister, die noch nicht so gut lateinisch lesen und schreiben können wie ich. Aber ich verzeihe ihnen die Untugend des Neides in meiner Herzensfreude. Denn jede echte Freude macht großmütig...

Die guten Eltern geben mir hunderttausend gute Lehren mit auf den Weg, die ich hoch und heilig zu halten gelobe, obwohl ich sie schon alle auswendig weiß von anderen Gelegenheiten her. Es ist ja das Recht und sogar die Pflicht der Eltern, ihre Kinder mit guten Lehren zu überhäufen, die uns in ihrer Fülle und Eindringlichkeit wie ein drückender Ballast sind. Aber in meiner Herzensfreude verzeihe ich auch meinen allerbesten Eltern ihre heftigen Vorstellungen, was mir alles in Aussicht steht, wenn ich heimkomme und sie müßten das und jenes von mir hören. Denn die Sonne bringt ja alles an den Tag...

Aber heute war ich selber eine Sonne im Vorgefühl des Wunders der morgigen Eisenbahnfahrt, die mir wider alles Erwarten beschieden sein sollte.

Wenn nur die Welt nicht zugrunde geht heute Nacht! Diese eine Sorge habe ich.

Aber sie geht nicht unter, und vor Tag und Tau klopft der Hiesel mit seinem Haselstecken an das Stubenfenster. Und dahin geht's zum Tor und Dorf hinaus — drei Wegstunden bis zu „unserer“ Station, nach Regen.

Draußen bei der Kapelle ziehen wir die Stiefel aus und tragen sie am Stecken über die Schulter.

„Es wird nichts passieren...“ murmelt der Hiesel.

In meiner Angst, dem Hiesel könnte das Vorhaben wieder gereuen, so daß er zu Fuß nach Deggendorf ginge, erzählte ich ihm allerlei Räuber- und Schauer geschichten, die an der Waldstraße geschehen sind und noch jeden Tag geschehen können...

Und wir biegen am Ende des Fußweges richtig in die Regener Landstraße ein, die uns zum Bahnhof führt durch morgenstille Dörfer und wogende Sommerfelder.

Mein — „Latein“ hat schon gewirkt.

„Es wird doch nichts passieren...“ seufzt der Hiesel wieder.

Ich erzählte ihm die Geschichte, wie ich das erstemal in Deggendorf war bei meinem Vetter und dort die Eisenbahn gesehen habe... ganz von weitem. Und wie schön und sicher sie über haushohe Brücken fuhr, dann durch einen Berg,

aus dem sie wie ein schwarzer Bandwurm herauskam...

„Es wird doch nichts passieren,“ stöhnte der Hiesel.

Ich gebe keine Antwort mehr. Denn von weitem höre ich einen Pfiff, gerade wie damals in Deggendorf, als die Bahn aus dem Berge kroch, und ich setzte mich in Trab...

„Was gibts denn?“ poltert der Hiesel hinterdrein...

„Die Eisenbahn,“ bescheide ich. „Lauf, sonst versäumen wir den Zug.“

„Keinen Schritt geh ich mehr weiter,“ sagt der Hiesel. „Lauf zu, ich kehre um. Ich setz mein Leben nicht aufs Spiel... Ich nicht!“ Heiligen Bornes voll rufe ich zurück: „Rehr nur um! Ich geh nicht mit! Und ich fahr mit dem Zug. Mein Vater erschlägt dich, wenn du heimkommst ohne mich...!“

„So, jetzt hast du's, Hiesel...“

Und schon höre ich hinter mir das Klappern der Stiefel, die mit dem Eisen am Haselstecken gegeneinanderschlagen. Der Hiesel...

„Lauf nicht so, Bub! Du rennst pfeilgrad in den gewissen Tod. Aus ist's und g'fehlt ist's — die Eisenbahn!“

Ich hole aus, was Zeug hält; der Hiesel stiefel- und zähneklappernd hinter mir.

„Bleib stehen, Bub!“

„Ich mag nicht. Hättest mich nicht mitgenommen! Mein Vater schlägt dich tot, kreuzweis erschlägt er dich, wenn du ohne mich heimkommst. Und ich fahr einmal mit dem Zug, wie's ausgemacht ist. Ein Mann, ein Wort! Ehrlich währt am längsten... Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu... Lügen haben kurze Beine... Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein...“

Den ganzen Sprichwortsatz, den Niedererschlag der Väterweisheit und des Mutterwizes der deutschen Volksseele, halte ich dem Hiesel vor, genau so, wie ich diese Wahrheiten daheim selbst bei jedem passenden und unpassenden Anlaß zu hören bekam.

Aber diese Sprüche versagen beim Hiesel ebenso wie bei anderen Leuten. Nur der gewisse schreckliche Tod, den er zweifellos von meines Vaters Händen nehmen wird, schreckt ihn. Wenn er ohne mich heimkäme...! Wenn er mich im Stiche ließe...! Das ganze Dorf würde mit Fingern auf ihn weisen.

Ich male ihm die Folgen seines Wortbruches

mit allen Farben aus, deren mein unverdorbenes Gemüt damals fähig war.

Und das wirkt.

Schon läuft der Hiesel schweißtriefend und zähneklappernd dicht hinter mir drein zum Zug.

„Ja, wenn aber doch etwas passiert auf der Eisenbahn, dann sind wir alle zwei hin...“

Da fährt der Zug schon in die Halle ein.

„Halt!“ donnert der Hiesel.

„Lauf!“ gebe ich die Gegenlosung und stürme weiter. Zehn, fünfzehn, zwanzig, dreißig, fünfzig Sätze..., ein Sprung über die Schranken. Ich sitze im Zuge. Gewonnen!

Der Hiesel kommt keuchend nach. Die Absicht, mich aus dem Rachen dieses Ungeheuers zu reißen, steht ihm deutlich auf der Stirne. Aber der Schaffner macht seinen Anschlag zu schanden. Er packt den Hiesel beim Genick, gibt ihm einen Stoß, daß er die paar Stufen hinauffliegt, pfeift — und dahin geht's mit der Eisenbahn. Ich hebe dem Hiesel in meiner Gutherzigkeit die Stiefel auf, die ihm beim Hinfall auf die Plattform von den Schultern flogen, hebe ihm den Haselstecken und den Schnappfaß auf, der für die Ferkel bestimmt ist, und schiebe ihn zur Tür hinein.

Es ist ein wunderschöner Wagen, ganz mit roten Polstern und Rückenlehnen ausgestattet, und grünseidenen Vorhängen an den Fenstern. Kein Mensch sitzt da!

„Nobel!“ sagt der Hiesel. „Jetzt..., wenn wir nicht so gelaufen wären, hätten wir den Zug richtig veräumt... Sündhaft schön ist's da! Sündhaft schön!... Aueh, Bub, es wird doch nichts passieren!“

„Was soll denn passieren? Schau nur her, so weich und wohlig sind wir unser Lebtage noch nicht gegessen, du nicht und ich nicht...“

„Wahr ist's,“ sagt der Hiesel. „Da könnten wir eigentlich ein bißchen schlafen... Bin steinmüde von dem Laufen. Sodala.“

Und der Hiesel legt sich streckerlängs auf die eine Polsterbank, ich auf die andere.

Da geht die Tür auf, ein Schnauzbart schiebt sich herein, ein Zwickeraugenglas baumelt entsezt von seiner Nase, eine blaue Mütze schwankt unschlüssig hin und her, und ein Maul tut sich auf... Entseztlich weit:

„Ihr Sauhammel! Was tut denn ihr da herinnen!“

„Eisenbahnfahren“, sagt der Hiesel seelenruhig und handelt seinen Haselstecken heran...

„Sawohl! Eisenbahnfahren — heut' zum ersten-

mal. Und wenn du 's Maul noch einmal so aufreißt, nachher geb ich dir den Sauhammel mit dem Haselstecken..., du Tropf, du himmelblauer, du eiskalter... Wart, ich geb dir einen Sauhammel ab, ich, ein gestandener, gegessener Bauer... So einen Notnickel von der Eisenbahn...“

Ich bewundere den Hiesel... Vorhin noch ein Hase, jetzt ein Held.

Der Beamte schaut erst eine Weile, dann fragt er in höflichem Tone: „Wie kommen Sie da herein? Hier ist nämlich erster Klasse...“

„Das weiß ich nicht, was das ist“, sagt der Hiesel, „weil ich nicht lateinisch kann. Der Franzl da kann's besser als ich... Und wie wir da hereinkommen! Der Franzl ist von selber hereingesprungen, und mich hat der Zugführer, oder wie man den Kunden nennt, beim Genick gepackt und über die Stiegen heraufgeworfen, weil wir sonst den Zug veräumt hätten...“

„Haben Sie schon Fahrkarten?“ fragt der Beamte.

„Ja?“ der Hiesel.

„Ob Sie schon Fahrkarten haben?“

„Du brauchst mich nicht ihrzen..., ich bin keine Herrschaft, sondern bloß ein Bauernrader, recht ein geschundener...“

„Billetts haben wir noch nicht,“ sage ich zum Beamten, „weil 's gar so geschwind gegangen ist...“ Denn — zahlen muß ja der Hiesel. Wie's ausgemacht ist.

„Wollen Sie erster Klasse fahren?“ der Beamte.

„Ja?“ der Hiesel.

„Ob Sie da herinnen fahren wollen oder in einem andern Abteil?“

„Da herinnen! Da ist's doch schön genug für uns, gelt, Franzl? Und darnach schlafen wir ein wenig...“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es hier um zwei Franken mehr kostet bis Deggen-dorf...“

„Was? Zwei Franken? Das sind ja zehn Bier! Und was kostet es dann im andern Wagen?“

„Einen Franken pro Person.“

„Herrschaft, ist die Bahn teuer! Geht's nicht um einen halben Franken für uns zwei...? Überhaupt's wo der Franzl noch ein ganz kleiner Bub ist. Für solche Kinder kostet doch das Fahren noch nichts, hab' ich mir sagen lassen.“

„Hier wird nicht gehandelt wie am Saumarkt

in Deggen Dorf... Wenn Ihnen schon ein Franken pro Person zuviel ist, dann können Sie auf der nächsten Station, in Triefenried, aussteigen und zu Fuß laufen."

im fünften Jahre..." — „So, so, im fünften Jahre..." spöttelt der Beamte.

„Und kann schon lateinisch...", bemerkte er fortsetzend. Dann wandte er sich zu mir: „Wann



Am Pfade von der Tristalp zur Windegg-Hütte (S.M.C.), Nersental.

Phot. P. Tschannen, Zürich.

Der Beamte wendet sich an mich: „Du bist doch schon älter als sechs Jahre?“

Ich schweige. Denn statt meiner antwortet der Hiesel: „Ah wo! Der Bub ist doch höchstens

tust du denn geboren sein?“ — „Am 12. Juli eintausend achthundert einundachtzig.“

„Also genau neun Jahre," rechnete der Beamte schnell aus. „Der Größe nach könntest

schon elf oder zwölf sein ... Also zwei Franken für zwei Personen."

Der Hiesel nestelt seinen Zugbeutel heraus und seufzt: „Bub, das ist eine Todsünde, das Eisenbahnfahren. Meiner Lebtag tu ich's nimmer ... Hab ich's nicht alleweil gesagt — es passiert was?"

In diesem Augenblick gibt es uns einen Ruck, der Beamte stürzt zur Tür hinaus und schreit, was er kann: „Eriesenried!" Der Zug steht.

Hiesel's Augen leuchten auf. Er hat wohl einen glücklichen Einfall zur Schonung seines Geldbeutels. Schnell rafft er Stiefel, Stecken und Schnappack zusammen und stürzt davon in den nächsten Wagen.

Ich ihm nach. Es ist ein kleines, schmales Abteil. Nur ein einziger Fahrgast sitzt da, ein sehr nobler Herr, der von einem Buch aufschaut und uns mustert.

„Hier gibt's keine Polster, sondern nur Bänke," stellt der Hiesel fest. „Aber auch ganz nobel ..."

Wir setzen uns dem Herrn gegenüber und schauen zum Fenster hinaus. Wieder ein Ruck, die Maschine zieht an, der Zug setzt sich in Bewegung. Hiesel, schon weltläufig und leutselig geworden durch seine Unterhaltung mit dem Beamten, redet den fremden Herrn an:

„Lust auch ein bißchen Eisenbahnfahren? ... Auch zum erstenmal? Wo kommst denn her? ... Bist auch in Regen eingestiegen? ... Fahrst auch auf den Saumarkt in Deggendorf?"

Der fremde Herr schaut den Hiesel ganz verdutzt an und gibt keine Antwort. Dann liest er wieder in seinem Büchel. Der Hiesel stößt mich in die Seite: „Du, der ist gehörlos — oder es hat ihn sonst ein wenig." Dabei macht er die Bewegung eines sich drehenden Rades vor dem Hirn. Dann schauen wir wieder zum Fenster hinaus.

Wir können uns nicht genug wundern, wie alles an uns so leicht und lustig vorbeifliegt: Telegraphenstangen, Bäume, Häuser, Wälder, Dörfer, Kirchtürme ...

„Da schau her, da schau her, so geht's zu auf der Eisenbahn!" staunt der Hiesel. Die Alten, wenn sie aufstünden, die täten Augen machen! Das ist ja die reinste Hysterie!"

Auf einmal zupft uns jemand an den Rockschößen.

Wir schauen erschrocken um.

Der Beamte, dem wir vorher zu entgehen hofften, steht wieder vor uns und lächelt, wie

der Hiesel heraushaftet: „Ja, wie weißt jetzt du, daß wir da herinnen sind?"

Der noble Herr uns gegenüber lächelt auch über sein Buch weg ganz fein. So fein, daß es mich schier ärgert.

„Also, was wollen Sie, einfache oder Rückfahrkarten?" sagt der Beamte.

„Was ist denn billiger?"

„Rückfahrkarten."

„Nachher nehmen wir solchene. Macht?"

„Einen Franken achtzig pro Person. Im ganzen drei Franken sechzig."

„Ja, Himmelhagelbugbaum," braust der Hiesel auf. „Zuerst sagt er, die Rückfahrkarten sind billiger als die einfachen, und nachher kosten sie um achtzig Rappen mehr."

Der Beamte lächelt wieder. Und der noble Herr auch ...

„Dafür können Sie aber dann wieder zurückfahren auch ... Und kostet nichts mehr."

„So, so, nachher ist's mir schon recht."

Und der Hiesel büchselft das Geld heraus, weil es einfach nicht mehr anders geht. Der Beamte gibt uns dann die Karten, macht aber zuerst noch ein Lächlein hinein.

Der Hiesel steckt die Karten in das Hutband und seufzt: „O mein Bub, meiner Lebtag tu ich nimmer Eisenbahnfahren ..., das merk ich mir. So ein Heidengeld ..." Der Beamte geht und lächelt. Unter der Türe schaut er auf den noblen Herrn zurück und tupft sich ans Hirn wie der Hiesel vorhin ... Da nickt der noble Herr unterm Büchel hervor und lächelt noch einmal ...

Wir zwei aber schauen wieder zum Fenster hinaus und wundern uns über die fliegende Welt. Fliegende Bäume, Häuser, Hecken, Steine, Stangen, Felder — alles fliegt.

Wie wir uns genug gewundert haben, meldet sich unser Urgefühl, der Magen. Der Hiesel zieht ein Stück Rauchfleisch aus der Tasche nebst einem Reil Brot und bröckelt alles fein säuberlich auf. Weil uns aber jetzt die Stiefel im Weg stehen, hängt der Hiesel sie an einen runden Haken, der aus der Wagendecke ragt. Um den Haken steht auf einem weißen Schildchen: Notbremse. Ich weiß natürlich nicht, was das bedeutet, und der Hiesel weiß es erst recht nicht. Denn der kann die Schrift ja nicht einmal lesen.

Der noble Herr schaut wieder kurz von seinem Büchlein auf, sieht die Stiefel an der Notbremse baumeln und lächelt wieder. Was mag

das bedeuten? Jetzt haben wir wenigstens Platz für unser Rauchfleisch auf der Bank. Wir lassen es uns trefflich munden und kauen wie zwei Mastochsen. Auf einmal wird es schwarz um uns her, schwärzer noch als unser Rauchfleisch. Was ist das?

„Auweh! Jetzt geht's dahin!“ schreit der Hiesel auf und stürzt nach den Stiefeln.

Denn wie können wir wissen, daß da ein Tunnel ist, in den wir eben eingefahren sind? Die Stiefel läßt der Hiesel um keinen Preis im Stich, auch wenn es in den Tod geht. Da er sie im Augenblick nicht losbringen kann von dem Haken, hängt er sich mit seiner ganzen Leibes schwere daran und zerrt und zieht. Nach kurzer Zeit ist es wieder hell im Wagen; der Zug surrt so eigentümlich, als wär' ihm ein eiserner Radschuh untergelegt...

Der Hiesel hat die Stiefel richtig losgerissen, und der Haken hängt ein gutes Stück länger aus der Decke wie vorhin. Der Zug tut noch ein paar Schnaufer, dann steht er ganz. Mit-ten im Wald...

„Schau hinaus, was wir für eine Station haben jetzt,“ sagt der Hiesel.

„Gar keine“, sage ich, „denn ich sehe weit und breit keinen Bahnhof.“

Ängstlich blicke ich um mich. Mir schwant nichts Gutes. Denn der noble Herr mit dem Buch lacht so eigentümlich, und draußen vor dem Wagen laufen die Eisenbahner hin und her, fluchen, poltern, wettern.

Die Tür geht wieder auf, und der Beamte mit dem grimmigen Schnauzbart steht wieder da, schaut sich den Schaden an und mißt den Hiesel, der mit seinen Stiefeln unter der verbogenen Notbremse steht, vom Scheitel bis zur Sohle.

Dann fragt er ihn um seinen Namen, Wohnort und Beruf. Und schreibt alles in sein Notizbüchl.

Und ich wundere mich sehr darüber, daß sich der Reitberger Hiesel auf einmal Joseph Obermeier schreibt... Das habe ich noch gar nicht gewußt...

Der Beamte geht wieder. Und der Zug auch.

Der noble Herr aber sagt zum Hiesel: „Sie, das kostet Sie 30 Franken Strafe. Sie haben nämlich die Notbremse gezogen — mutwilligerweise — und den Zug zum Stehen gebracht...“

Wir schauen den Menschen, der uns solche Enthüllungen macht, offenen Mundes an.

„Zawohl,“ sagt der wieder, der noble Herr,

der jetzt auf einmal die Sprache gefunden hat. „Zawohl, dreißig Franken... Geben Sie acht, in drei, vier Tagen wird Ihnen der Briefträger den Strafbefehl ins Haus bringen, Herr Obermeier...“

Der Hiesel ist ganz niedergeschmettert. Ich auch.

Wir mögen nicht mehr zum Fenster hinausschauen. Nicht einmal das Fleisch schmeckt uns mehr.

Der noble Herr belehrt uns noch weiter über die Notbremse, jetzt, wo es schon zu spät ist. Warum hat er sein Maul vorher nicht aufgemacht? Ich habe eine Schandwut auf den Kerl.

Wir ziehen unsere Stiefel an und sind totfroh, wie wir die Türme der Stadt Deggen-dorf vor uns auftauchen sehen wie liebe, alte Bekannte.

In drei Minuten steht der Zug wieder still.

Wir steigen aus, als die Allerletzten, gedrückt und stumm. Eine Menschengruppe am Bahnhof weist mit den Fingern auf uns...

„Schön war's doch, das Bahnfahren,“ sage ich. „Ja,“ seufzt der Hiesel, „wenn nichts passiert wär'. Hab ich's nicht immer gesagt: Bub, es passiert was!“

Wir erbarmt der Hiesel. Denn dreißig Franken Strafe, das ist kein Spaß. Und wieder ergreife ich das Wort:

„Das hab ich gar nicht gewußt, daß du dich Joseph Obermeier schreibst, Hiesel...“

Jetzt schaut er bedächtig um sich, ob niemand Unberufener in der Nähe ist. Dann sagt er: „Märrlein, dummes, glaubst du denn, ich bin aufs Hirn gefallen wie die noblen Herren, die wo Lateinisch lesen? Natürlich schreib ich mich Matthias Reitberger, aber was braucht das die Eisenbahn zu wissen? Die sollen sich den Joseph Obermeier suchen — von mir aus in der halben Welt. In Marbach, in unserm Heimatdörfel, gibt's keinen, und so kann sich die Eisenbahn einen denken, der ihr die dreißig Franken Strafe zahlt. Bub, merk dir das Wörtl, wenn du auch ein Lateinischer werden solltest:“

Der Bauer — ist allemal ein Schlauer.

Mich kriegt die Eisenbahn nicht dran, mich nicht, so wahr ich der Reitberger Hiesel bin.“

Dann gingen wir auf den Markt, wo wir zwei quicke Ferkel kauften, die der Hiesel in seinen Schnappsack steckte und dem Zillermüller auflud, der gerade mit Fuhrwerk in der Stadt war. Wir tranken manche Maß Bier, und der Hiesel ließ ein ums andere Mal die Eisenbahn

hochleben, bis er selbst so schwer geladen hatte, daß ihn der Zilermüller im Schweinekoben heimfuhr.

Ich saß beim Fuhrmann auf dem Rutscher-sitz und freute mich der wunderbaren Heim-fahrt auf der abendlichen Waldstraße nach die-sem so ereignisreichen Tag meiner ersten, un-vergeßlichen Eisenbahnfahrt anno 1890.

Es war nur schade um die schönen Rückfahr-karten in Giesels Gutband, die wohlweislich unbenützt blieben.

Der noble Herr im Bahnwagen bei uns hat recht behalten: Einige Tage später suchte der Postbote das ganze Dorf nach einem gewissen Joseph Obermeier ab. Es war aber keiner zu finden.

Und der Strafbefehl mit dreißig Franken ging erfolglos an die Bahnbehörde zurück.

Ich habe den Giesel natürlich mit keiner Silbe verraten.

Und er sich selbst auch nicht; denn er ist nie mehr auf der Eisenbahn gefahren.

Und wenn ich unser Geheimnis jetzt verrate, schadet es nichts mehr. Die Sache ist längst ver-jährt, und der Giesel hat schon vor längerer Zeit eine Fahrt angetreten, bei der es kein Re-tourbillet gibt.

Und den irdischen Strafbefehl werden sie ihm drüben in Gnaden erlassen haben, dem guten einfältigen Bauernmenschen, der sich in brenz-lichen Lagen besser zu helfen mußte als irgend-ein süß lächelnder Lateiner...

De Junggseil.

Me seid, er sei hertgsotte;
's wird jede=n=mal lind,
's brucht nu en rächte Früehlig,
Und 's brucht e gmögigs Chind.

's brucht nu e gäligs Fürli,
Wo=n=us de=n=Uge chund,
's brucht nu en stillne=n=Abig
Und drin e gsreuti Stund.

's brucht nu es finsfins Händli,
So wimslet's em im Bluet,
's brucht nu es Fünkli Liebi,
Wo blauti Wunder tued.

Und wär's de bäumigst Winter
Mit Sturm und Schnee und Is,
Sandchehrum sed's a laue
Und 's blüet im Paredies.

Ernst Eschmann.

Aus japanischen Kultstätten.

Von Dr. Albert Herrlich.

Spricht man von Japan als der modernen Großmacht des Orients, so erwähnt man auch mit Vorliebe die rasche westliche Orientierung dieses Volkes und verbindet damit Wirkung und Ursache. Diese gewöhnliche Überschätzung abendländischer Zivilisation verleitet jedoch in der Beurteilung leicht zu falschen Begriffen und Vorstellungen, wobei die bedeutsamsten Faktoren unberücksichtigt bleiben. Gewiß ragen über Kobe 800 Fabrikschornsteine, gewiß ist der Eindruck Tokios so modern wie der irgend einer europäischen Großstadt, und ebenso steht es außer Frage, daß sich der moderne Japaner alle Errungenschaften der Technik angeeignet hat und sie nicht minder gut beherrscht, wie wir. Dennoch wäre es ein absoluter Trugschluß, daraus den Untergang des alten Japans zu folgern, etwa eine Umwälzung der Begriffe und vollkommene Industrialisierung des Ostens zu prophezeien. So begeistert wir jeder Neue-rung, jeder Erfindung zujubeln, so nüchtern steht der Japaner im Grunde allen diesen Din-gen gegenüber. Wohl bedient auch er sich aller neuzeitlichen Errungenschaften, doch ist er die-

sen Wundern der Technik nicht verfallen. Er be-nützt Auto, Flugzeug, Radio oder Telegraphie, ohne darin mehr als eine willkommene Erleich-terung des täglichen Lebens zu erblicken. Er trägt europäische Kleidung, wenn es ihm not-wendig erscheint, jedoch mit der gleichen Selbst-verständlichkeit wird er dann zu Hause wieder in den Rock der Väter schlüpfen, der überliefer-ten Lebensform treubleibend. Tradition und Glaube sind hier die starken Hüter einer unver-rückbaren seelischen Distanz, die ihn bewahren vor jeder Mechanisierung und vermaterialisie-rung seiner eingewurzelten Weltanschauung.

Als Ausdruck dessen finden wir im Gesamt-bild einer japanischen Stadt modernen Geprä-ges ein einzigartiges Nebeneinander heterogen-ster Lebensauffassung und Gestaltung. So be-gegnet, wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, inmitten der Bankpaläste und industri-ellen Großbauten Tokios still beschauliche Gebets-stätten und malerische Tempelchen Gartenan-lagen, die einen Zauber ausströmen, wie er eben nur einem japanischen Garten zu eigen sein kann. Kein Japaner wird darin einen